

Christa

Holtei

SOMMER OHNE
KAISERWETTER

Düsseldorf 1902

DROSTE

Christa Holtei

SOMMER OHNE KAISERWETTER



Die gebürtige Düsseldorferin CHRISTA HOLTEI arbeitete lange Zeit im Bereich der mittelalterlichen englischen Literatur, Sprache, Geschichte und Kultur am Anglistischen Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seit 1994 ist sie erfolgreich als Übersetzerin und Autorin für verschiedene Verlage tätig.

Christa Holtei

SOMMER OHNE
KAISERWETTER

Düsseldorf 1902



ROMAN

Droste Verlag

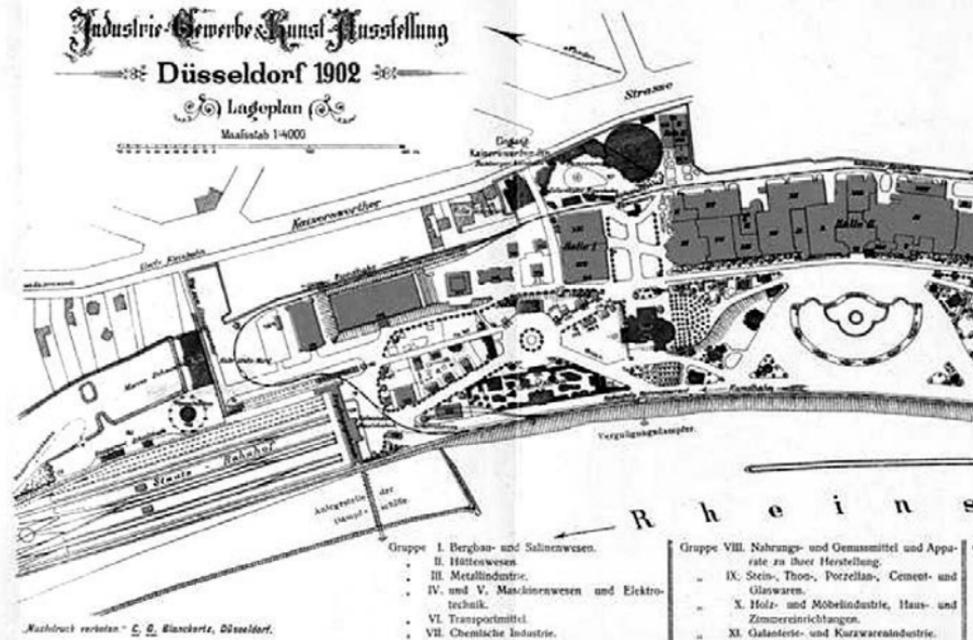
Beilage zum Düsseldorfer Adressbuch.

Industrie-Gewerbe- & Kunst-Ausstellung

Düsseldorf 1902

Lageplan

Maßstab 1:4000



- Gruppe I. Bergbau- und Salinenwesen.
- II. Hüttenwesen.
 - III. Metallindustrie.
 - IV. und V. Maschinenwesen und Elektrotechnik.
 - VI. Transportmittel.
 - VII. Chemische Industrie.

- Gruppe VIII. Nahrungs- und Gemismittel und Apparate zu ihrer Herstellung.
- IX. Stein-, Thon-, Porzellan-, Cement- und Glaswaren.
 - X. Holz- und Möbeldindustrie, Haus- und Zimmerertrichtungen.
 - XI. Galanterie- und Kurzwarenindustrie.

*Im ganzen beförderte das Postamt der
Ausstellung 24 448 Telegramme
und 5 566 045 schriftliche Sendungen.
Unter letzteren waren 5 054 015 Postkarten und diese
natürlich zum weitaus größten Teil mit Abbildungen.
Im Durchschnitt wurden täglich 32 174 Briefsendungen,
darunter 29 214 Postkarten, ausgeliefert,
an 17 Tagen stieg die Zahl über 50 000.*

(Gottfried Stoffers. Die Industrie- und
Gewerbeausstellung verbunden
mit einer Deutsch-Nationalen Kunstaussstellung.
Bagel Verlag: Düsseldorf, 1903)

*Seit heute auf der Ausstellung in Düsseldorf.
Sehr großartig. Sonst gehts noch gut. Viele Grüße an alle.
Gruß Hermann Müller
(Ansichtskarte der Festhalle, ohne Datum)*

SAMSTAG, 10. MAI 1902

Mitten in der Nacht schlich er geduckt über den mondbeschienenen Golzheimer Friedhof. Er fürchtete sich nicht vor nächtlichen Gottesäckern. Das waren friedvolle Orte voll ruhender Menschen. Zu Lebzeiten wären sie wohl unnachtsichtig mit ihm gewesen. Jetzt waren sie tot. Still. Ohne Stimme. Sie würden ihn nicht aufhalten. Hier, von der Friedhofseite aus, konnte er leicht über das hohe Gitter klettern und auf das Gelände gelangen, ohne dass ihn jemand sah. Dennoch war dies der schwierigste Teil seiner Aufgabe, denn ganz oben auf dem Gitter – jetzt – war er für einen Moment ohne Deckung. Bei dem gewagten Sprung hielt er die Luft an, bis er beinahe lautlos auf dem Boden aufkam. Das Gewicht seines Rucksacks drückte ihn dabei fast zu Boden. In gebückter Haltung blieb er wie erstarrt stehen. Und lauschte.

Nichts.

Ab hier halfen ihm die tiefen Schatten der Gebäude, der jungen Bäume, der Büsche. In der Dunkelheit durfte er nur nicht den Weg verfehlen und in den großen Seerosenteich fallen. Er fürchtete sich vor Wasser. Er konnte nicht schwimmen. „Seerosen ziehen dich in die Tiefe“, hatte sein Vater immer ge-

sagt. „Sei immer vorsichtig.“ Und das war er. Man wusste ja auch nie, wie tief das Wasser wirklich war. Und wie unheimlich.

Er hatte genau ausgekundschaftet, wer sich nachts auf dem Gelände befand. So menschenleer, wie man denken mochte, war es gar nicht. Wachleute drehten ihre Runden, aber er kannte ihre Wege. Ein Stück weiter rechts von ihm drang plötzlich Gelächter aus einem kleineren Gebäude. Die Feuerwehrleute im Nachtdienst. Hastig lief er weiter, entfernte sich von den Stimmen, immer im Schatten der Bäume auf der großen Allee. Fast unsichtbar.

Wenn man ihn aufspüren und fragen würde, was er hier suchte – was sollte er sagen? Sie würden es doch nicht verstehen. Niemand verstand es. Nur er.

Langsam kam er seinem Ziel näher. Er konnte die Konturen der beiden Säulen erkennen. Und das Ungetüm dazwischen. Das mussten die Zentauren sein. Dort war auch die Treppe. Er fand sie und schlich hinunter zum Eingang des Restaurants. Zu der großen Tür aus trockenem Eichenholz. Er setzte seinen Rucksack ab und häufte den Inhalt ordentlich auf den Boden vor der Tür. Systematisch. Stroh, Holzspäne, ölgetränkte Lappen.

Langsam und voller Vorfreude zog er die Schachtel Zündhölzer aus der Hosentasche.

Alle Hotels überfüllt, haben schon das 2te Logis.

Herzlich Christian

(Ansichtskarte der Rüdesheimer
Winzervereinigung, ohne Datum)

SONNTAG, 11. MAI 1902

„Kommt, wir gehen oben auf die Brücke! Da kann man besser sehen!“

Eilig verließen vier junge Damen an diesem Sonntagnachmittag im Mai 1902 das *Café auf dem Eiskellerberg* direkt neben der Kunstakademie, um ihren Plan in die Tat umzusetzen. Ein leichter Wind wehte, aber wenigstens schien die Sonne, worüber man froh und dankbar sein konnte, denn in der letzten Zeit hatte es fast nur geregnet. Alle vier trugen weiße Kleider mit schlanker Taille und hochgeschlossenem Spitzenkragen, dazu passende große Hüte, verziert mit bunten Bändern und Blumen. Weil sie es eilig hatten, hielt jede mit einer Hand ihren Hut fest, während sie mit der anderen ein wenig durch die Luft ruderte, um beim Laufen bergab nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

„Nicht so schnell! Mein Gott, diese Jugend! *Ümmer* in Hast und Eile.“

Eine ganz in dunkles Bordeauxrot gekleidete ältere Frau, der man manchmal noch anhörte, dass sie in Berlin aufgewachsen war, versuchte mit ihnen Schritt zu halten. In ihrem

Bemühen warf sie die Arme ein wenig in die Höhe, während sie ihnen mit kurzen, schnellen Schritten über den Kiesweg folgte, vorbei an den voll besetzten Tischen der beiden großen Terrassen. Amüsierte Blicke – Herren zwirbelten Schnurrbärte, Damen hoben Augenbrauen – folgten der Gruppe bis hinunter auf die Alleestraße. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass die ältere Dame die jüngeren wie eine Schar Gänse vor sich her scheuchte.

Sie war unschwer als Anstandsdame zu erkennen, ohne die sich kein Mädchen ab einem gewissen Alter auf den Straßen oder in Cafés bewegen durfte. Allzu leicht geriet es in den Ruf, liederlich, ja sogar lasterhaft zu sein, mithin ein Fall für die Sittenpolizei. Da es sich bei diesen jungen Damen jedoch um die Töchter wohlbekannter Düsseldorfer Familien handelte, hätte natürlich kein Polizeisergeant im Traum daran gedacht, ihnen Schwierigkeiten zu bereiten. Aber es schickte sich trotzdem nicht. Und so war „Tante Hedwig“ eine Institution und bei jedem Ausflug dabei. Ihre Schützlinge allerdings allein deshalb für Gänse zu halten – nun, dieser Fehler war für jeden fatal, der ihn machte.

Sie passierten die Bendemannstraße, liefen durch den kleinen Park, der anstelle des zugeschütteten Sicherheitshafens entstanden war, und nahmen schließlich einen der Spazierwege die Brückenrampe hinauf. Oben blieben sie lachend und nach Luft schnappend einen Moment stehen, denn Tante Hedwig war inzwischen doch ein ganzes Stück zurückgefallen. Auf der anderen Seite konnte man am Fuß der Rampe das hohe Gittertor der Ausstellung erkennen. Menschen strömten hinein, wurden abgefangen und energisch zum Kassenhaus gewiesen, wo prompt Rangeleien entstanden.

Die jungen Damen oben auf der Brückenrampe warteten, bis der Wagen der Elektrischen aus Oberkassel vorbeigerasselt

war, überquerten die Straße und blieben am schmiedeeisernen Brückengeländer stehen, um dem Trubel zuzuschauen.

„Papa sagt, sie hätten die Schranke am Eingang vergessen“, lachte Johanna. „Mit einer Schranke müsste man einzeln hintereinander hergehen. Jetzt stürmen alle auf einmal hinein und streiten sich, wer zuerst da war, um Eintrittskarten zu kaufen.“

Johannas Vater, Eduard Korn, war Zeitungsredakteur. Seit am 1. Mai die große *Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung Düsseldorf 1902* eröffnet worden war, hatte er kaum einen Tag Ruhe gehabt. Täglich berichtete er über alles Wissenswerte oder Kuriose und war insgesamt bestens informiert.

„Wir haben Dauerkarten.“ Bertha seufzte unglücklich.

„Ja, wir auch!“, rief Ilse. „Ist das nicht furchtbar praktisch? Man kann einfach hineingehen.“

„Das ist nicht furchtbar praktisch, das ist furchtbar öde“, maulte Bertha. „Es ist eine Dauerkarte, also meint Papa, man muss auch dauernd hingehen. Ich bitte euch! Maschinen, Kanonen, Automobile.“ Sie verdrehte die Augen. „Wie langweilig!“

Gertrud lächelte geheimnisvoll. „Ich sage nur: Halle II, Gruppe 11, 12 und 13.“

„Was ist da?“, wollte Bertha wissen. „Bergwerke? Eisenbahnen? Bitte nicht.“

„Textil- und Bekleidungsindustrie, Galanterie und Kurzwaren, alles, was das Herz begehrt“, schwärmte Gertrud. „Und Schuhe! Kinder, ich sage euch, so viele Schuhe habt ihr noch nie auf einmal gesehen.“

„Ach was“, schnaufte Tante Hedwig. Sie hatte die vier inzwischen eingeholt und den letzten Satz aufgeschnappt. „Firlefanz und Flausen!“ Sie stützte sich auf das Brückengeländer und holte noch einmal tief Luft. „Diese Ausstellung soll lehr-

reich sein. Mit ihr wird nach dem Höchsten gestrebt, was man erreichen kann. Das hat der Geheime Kommerzienrat Lueg in seiner Eröffnungsrede gesagt.“ Und nach einem erstaunten Blick der jungen Damen fügte sie hinzu: „So stand es zumindest in der Zeitung.“

Die Eröffnung der Ausstellung war geladenen Gästen vorbehalten gewesen, schließlich war sogar der Kronprinz anwesend gewesen, den alle gerne gesehen hätten. Da half nur eine Auswahl. Tante Hedwig und ihre Schützlinge hatten nicht dazugehört. Aber sie hatten sich damit getröstet, dass das Wetter ja ohnedies allzu fürchterlich gewesen war. Wem hätte es da schon Vergnügen bereitet, im strömenden Regen mitanzusehen, wie der Kronprinz die Ehrenkompanie abschritt, und sich danach im Matsch der neu angelegten Wege die Kleidung zu ruinieren?

„Ich finde die Textilindustrie sehr lehrreich.“ Gertrud nickte ernsthaft und sah ein bisschen so aus wie kurz vor Ostern, als sie alle noch in die zehnte Schulklasse gegangen waren, die Abschlussklasse. Aber das war jetzt zum Glück vorbei.

„Ja, und erst die Kurzwaren“, sagte Ilse. „Die sind das Höchste! Ein wenig Spitze, ein wenig Litze ...“

Tante Hedwig schaute sie vorwurfsvoll an. „Putzsüchtig. So nennt man das. Das leert den Geldbeutel eurer Väter und bringt sie früh ins Grab.“

Johanna lachte übermütig auf. „Niemals. Es hilft dabei, ein altes Kleid wie neu auszustaffieren. Das spart doch sogar Geld, oder nicht, Tante Hedwig? Dann muss Papa mir kein neues kaufen. Das wäre nämlich viel teurer. Oder?“

„Firlefanzen und Flausen“, sagte Tante Hedwig noch einmal streng. Ihr wollte einfach keine Erwiderung einfallen. Mit Johanna passierte ihr das immer wieder. Sie war so ein kluges Mädchen. Tante Hedwig warf ihrer einzigen Nichte einen lie-

bevollen Blick zu. Viel zu schade für ihr vorgezeichnetes Leben als Hausfrau und Mutter. Es war ein Jammer, dass sie kein Junge war. Aber diese Meinung behielt sie lieber für sich. Weibliche Wesen waren entweder verheiratet oder wurden alte Jungfern, so wie sie. Das war ehernes Gesetz. Tante Hedwig seufzte.

„Und wo ist nun Halle II?“, hakte Bertha nach. „Die finde ich ja nie. Es sind einfach zu viele Gebäude.“

„Ach, das ist doch ganz leicht“, rief Johanna, „kommt mit, weiter nach oben auf die Brücke.“

Sie liefen die Rampe hinauf und kamen einem der beiden riesigen Brückenpfeiler immer näher, die fast so aussahen wie Stadttore. Kutschen und Leute mit Handkarren auf dem Fahrweg hielten beim Schaffner an und bezahlten die Maut. Aus dem Kassenhäuschen im Brückenpfeiler schaute der Kopf einer Frau heraus, die Pfeile auf dem Schild neben ihr wiesen genau auf sie: *Fussgänger, hier Scheine lösen.*

„Wir müssen Brückenscheine kaufen“, flüsterte Ilse.

„Aber wir wollen doch gar nicht über die Brücke“, entrüstete sich Bertha.

„Eben.“ Johanna ging auf die Frau im Kassenhäuschen zu und sprach mit ihr. Die anderen blieben stehen und beobachteten gespannt, was passieren würde. Endlich nickte die Frau. Johanna kam strahlend zurück.

„Nicht weiter als bis zum Brückenpfeiler, sagt sie. Aber das reicht uns ja.“

So dicht beim Pfeiler wie möglich stellten sie sich ans Gelände. Von hier hatten sie in Richtung Norden die Ausstellung auf ganzer Länge im Blick. Gleich vorne die Rotunde mit dem großen Panoramagemälde *Blüchers Rheinübergang bei Caub, 1814*, dann weiter zum Rhein hin der riesige Pavillon von Krupp, die „Kanonenburg“, sogar ausgestattet mit einem funktionsfähigen Gefechtsmast. Gleich dahinter stand die Halle

des Bochumer Vereins für Bergbau und Guss-Stahl mit ihrem Uhrenturm. Überall riesige Gebäude, Türme und Türmchen, verzierte Kuppeln. Und ganz in der Ferne, quasi am anderen Ende des Geländes, der Fesselballon, von dem aus man die Ausstellung aus der Luft betrachten konnte.

„Schaut mal“, rief Gertrud, „von hier sieht es aus wie Kirchen und Paläste aus ganz verschiedenen Ländern.“

„Verschiedene Länder?“, fragte Ilse, verstellte ihre Stimme, so gut es ging, und hob den Zeigefinger. „Aber mein liebes Kind, denken Sie immer daran: Es gibt nur ein Land für die wahre Kunst – Italien.“

„Ja, Fräulein Krause“, antworteten die anderen im Chor.

Sie prusteten vor Lachen und konnten sich kaum beruhigen. Der Gedanke an ihre ehemalige Kunsterzieherin machte ihnen wieder einmal bewusst, dass die Schule endgültig vorbei war. Seit Ostern waren sie erwachsen. Zumindest fühlten sie sich so.

„Nicht so laut“, mahnte Tante Hedwig, musste aber selbst schmunzeln.

„Und wo ist jetzt Halle II?“ Bertha ließ nicht locker.

„Also pass auf“, sagte Gertrud. „Siehst du da den Uhrenturm vom Bochumer Verein? Er sieht ein bisschen aus wie von einer Dorfkirche. Links davon stehen die beiden Siegestäulen am Zentaurenbrunnen vom Betonverein, und dann noch weiter links, aber viel weiter weg, ist eine große Kuppel. Siehst du sie?“

Bertha hatte zu allem genickt. „Ja, ganz da hinten.“

„Das ist die Hauptindustriehalle, also Halle II.“

„Stoffe, Kleider, Hüte, Schuhe“, sang Ilse, „alles, alles, alles.“

„Da ist aber noch mehr“, rief Johanna. „Möbel und Musikinstrumente und Glas und Porzellan und ...“

Weiter kam sie nicht. Bertha ließ plötzlich das Brückengeländer los und fuhr zu ihren Freundinnen herum.

„Habt ihr eure Dauerkarte mitgebracht?“, fragte sie aufgeregt. „Sie auch, Tante Hedwig?“

Wie verabredet zeigten alle auf ihre Handtaschen, kleine Bügeltaschen, mit einer kurzen Metallkette an hübschen Gürteln befestigt. Hochmodisch.

„Worauf warten wir dann?“, rief Bertha und lief die Brückenrampe wieder hinunter.

Die anderen – doch noch weniger erwachsen, als sie glaubten – folgten ihr auf der Stelle.

„Diese Jugend!“, seufzte Tante Hedwig, als sie die Verfolgung aufnahm. „*Ümmer* in Hast und Eile.“



Etwa zur gleichen Zeit saß Kriminalkommissar August Höfner in einer Straßenbahn der braunen Linie und fuhr auf dem Weg zu seinem Nachmittagsdienst ratternd die Cölner Straße hinunter. Eigentlich dachte er bei dem Wort „Straßenbahn“ immer noch an ein gemütliches Vorwärtszuckeln mit der Pferdebahn. Aber wie so vieles hatte sich auch das in den letzten zwei, drei Jahren geändert. Die Elektrische brauste nun quiet-schend und in allen Schrauben und Nieten ächzend mit 15 Stundenkilometern durch die Straßen. Er vermisste den Geruch nach Pferd und Leder, das Hufgeklapper auf dem Kopfsteinpflaster, ein geduldiges „Hü!“ oder ein verärgertes „Willst du wohl ...!“ des Kutschers. Irgendwie mochte er das neue Jahrhundert nicht. Es war, als hätte jemand an einem Rädchen gedreht, und alles würde plötzlich schneller an einem vorbeiziehen, sogar das Leben.

Es hatte einige gegeben, die die elektrischen Ungetüme auf den Straßen nicht gut fanden. Manche wehrten sich sogar erfolgreich dagegen, Eisenrosetten für die Oberleitung an ihren

Häusern befestigen zu lassen. Das war müßig gewesen. Sie hatten zwar vier Bohrlöcher in ihrer Hauswand vermieden, aber nicht die Straßenbahn. Die Trasse war trotzdem gelegt worden, und zwar durch noch unbebautes Gebiet. Jetzt hatten sie gewissermaßen das Nachsehen. Heutzutage mussten sie ein ganzes Stück weiter zur nächsten Haltestelle laufen. Wie man es drehte und wendete, die Zeiten änderten sich rapide und der Alltag gleich mit. Man konnte es nicht aufhalten. Und vor vielen Jahren war es der Pferdebahn ja auch nicht anders gegangen. Die Leute brauchten eben immer eine Weile, bis die Stimmung von „dagegen“ in „dafür“ umschwang. Meistens dann, wenn es die nächste Neuerung geben sollte. Wenn er ehrlich war, nur so für sich und im Stillen, dachte er ja selbst oft genauso. Und man konnte auch gar nicht anders. Im Moment veränderte sich mehr, als man jemals für möglich gehalten hätte.

August Höfner blickte aus dem Fenster. Wilhelmsplatz. Die Bahn hielt an der großzügigen ovalen Parkanlage vor dem neuen Hauptbahnhof – nun ja, der war jetzt auch schon zehn Jahre alt – und bog dann in die Bismarckstraße ein. Also, etwas Gutes hatte dieser neue Bahnhof ja gebracht: Der alte war endlich weg. Er stand nicht mehr mitten auf dem Graf-Adolf-Platz am Fuß der Königsallee. Und es fuhren keine Dampflok mehr über die Haroldstraße zum Rheinwerft. Immer mehr Menschen lebten hier, da waren solche Zustände gar nicht mehr tragbar. Wenn man früher mit der Pferdebahn von Süden kam, musste man am alten Bahnhof aussteigen, die Bahngleise überqueren und dahinter in einen anderen Wagen der Pferdebahn umsteigen, der dann nach Norden weiterfuhr. Die Gleise der Pferdebahn konnten nämlich die höheren Bahngleise nicht kreuzen. Das gehörte mit zum Gefährlichsten, was man auf Düsseldorfs Straßen erleben konnte. Es herrschte ein dichtes Gedränge: Fahrgäste, Reisende, Fußgänger, Fuhrwerke,

Pferde, Kutschen und Droschken, ja manchmal kam sogar noch eine Dampflok dazu. Hufe und Räder waren überall, und man konnte leicht daruntergeraten, bevor man endlich den rettenden Wagen der Pferdebahn auf der anderen Seite der Schienen erreichte.

Kriminalkommissar Höfner seufzte schwer, während er gedankenverloren nach draußen auf ein viereckiges weißes Emailleschild in einem geschwungenen eisernen Rahmen starrte. *Halte-Stelle der Strassenbahn* las er und an der Hauswand dahinter das Straßenschild *Oststraße*. Die Bahn fuhr gerade wieder an, als ihn diese Information wie ein Blitz durchzuckte. Aber er beschloss, sich nicht zu ärgern. An der Haltestelle hätte er in die rote Linie umsteigen müssen, um zur Nordstraße zu kommen und damit zu dem Eingangstor der Ausstellung, das der Polizei- und Sanitätswache auf dem Gelände am nächsten lag. Nun, stattdessen würde er heute also zum Hofgartentor am Ende der Alleestraße fahren. Zum Haupteingang. Zu dem Tor, durch das sogar der Kronprinz bei der Eröffnung der Ausstellung gefahren war. Das war doch mal ein guter Dienstbeginn. Zufrieden mit dieser unerwarteten Wendung lehnte er sich zurück.

Noch vor ein paar Wochen wäre ihm so etwas nicht passiert. Da musste er gar nicht mit der Straßenbahn zur Arbeit fahren. So viel stand fest: Er war überhaupt nicht davon erbaut, dass man ihn zum Dienst auf der Ausstellung abgeordnet hatte. In Golzheim. Da kannte er sich noch nicht einmal aus! Sein Revier war Oberbilk. In der Josefstraße 21, in einem der hübschen Häuser, die dem Installateur Reinhard Otterbach auf dieser Straße gehörten, befand sich im Parterre *Polizei-Bezirks-Bureau und Polizeiwache IV*. Seine Polizeiwache. Darüber, in der ersten Etage, wohnte er, seine beiden Wachtmeister hatten die Wohnungen in der zweiten Etage, und sein Polizeiser-